Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 62 (1982)
Heft: 1

Rubrik: Kommentare

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Kommentare

SZENE SCHWEIZ – ODER DAS VERSICKERN IM ALLTAG

Von der Förderung neuerer Dramatik an unsern Theatern

Vielleicht dürfte man nicht sagen, die Theater der deutschen Schweiz bemühten sich nicht um die dramatische Literatur, die bei uns entsteht. Es gibt in Basel, Luzern, Bern, St. Gallen und selbstverständlich auch in Zürich Beispiele genug dafür, dass der Nachwuchs zum Zuge kommt. Das Studio Wolfbach, dann das Tramdepot Tiefenbrunnen, später der Keller des Schauspielhauses Zürich und hie und da selbst die grosse Bühne haben in all den Jahren, in denen ich das Theater kritisch begleite, den Schweizer Autoren, die nach Frisch und Dürrenmatt für die Bühne schreiben, Raum für Uraufführungen gegeben, und nicht anders hielten es die Theater in den anderen Städten. Dennoch kann man andererseits auch nicht sagen, es bestehe nun als Folge dieser an sich löblichen Unternehmungen ein klar umrissenes Bild der Szene Schweiz, man kenne die neuen Stückeschreiber und man habe einen Begriff von den Einflüssen und den Entwicklungen, von den Themen und den Formen, welche diese Szene etwa kennzeichnen. Das meiste, was auf diesem Gebiet unternommen wurde, eigentlich alles, muss man sagen, blieb Einzelaktion und hat – im Rückblick betrachtet – nur noch Alibifunktion. Man hat doch etwas für die neue Dramatik aus der Schweiz getan. Dass im Theateralltag versickert ist, was dabei allenfalls für ein paar Abende zum Vorschein kam, könnte an und für sich auch besagen, es habe sich dabei eben um Eintagsfliegen gehandelt. Das ist selbstverständlich nie auszuschliessen, und keineswegs soll hier gar die Meinung vertreten werden, die Kritik müsse in Fällen dieser Art die Samthandschuhe überziehen und pfleglich behandeln, was im eigenen Lande gewachsen sei. Nein, im Gegenteil, wenn bezogen auf die Uraufführungen neuerer Schweizer Dramatik ein Klima der permanenten Auseinandersetzung, der engagierten Diskussionen erzeugt worden wäre, sollte uns das nur recht sein. Dann würde man sich auch an die Niederlagen und die Siege, an die Nöte und die Wohltaten erinnern, die von der Pflege und Förderung des dramatischen Nachwuchses durch die Theatermacher ausgingen. Aber das ist eben nicht der Fall. Die Uraufführungen sind im Theateralltag untergegangen.

Beispiele der allerjüngsten Gegenwart, zunächst wirklich nur als höchst verschiedenartige Einzelfälle, sollen das belegen. Dem Stück *«Ein Pestalozzi»* und seinem Autor ist nichts erspart geblieben. Die Premiere selbst ging, wie sich das gehört, ungestört über die Bühne. Dass nicht wenige Zuschauer den Abend vorzeitig abbrachen und nach Hause gingen, während die Unentwegten – teils aus Pflichtbewusstsein, teils aus gutem Willen – auf ihren Plätzen ausharr-

ten, kennzeichnet genau die Stimmung, die am 29. November 1979 abends im Schauspielhaus Zürich geherrscht hat: keine dem Theater freundliche oder auch nur zuträgliche Stimmung. Auf der Bühne quälte sich der Darsteller des Lehrers Raphael Forster mit heroischem Einsatz über die Längen und Löcher des Monologs, aus dem der zweite Teil des Abends bestand, und dabei sah er sich einem Publikum gegenüber, das nur noch auf das ersehnte Ende wartete. Zwei Tage darauf dann die Kritiken, denen insgesamt entnommen werden kann, das Stück *«Ein Pestalozzi»* sei durchgefallen. Dergleichen kommt vor; aber es ereignete sich hier aus Anlass einer Uraufführung, die in ausgesprochenem Mass im Zeichen der Dramatikerförderung stand: das Stück war von der Welti-Stiftung für das Drama ausgezeichnet worden, der Autor hatte wesentliche Szenen im Rahmen des Boswiler Autoren-Workshops ausprobiert und weiterentwickelt.

Dass da noch einmal daran erinnert wird, geschieht nicht, um *Heinz Stalders* Missgeschick heilsamer Vergessenheit zu entreissen. Es steht hier als Beispiel aus einer immer grösser werdenden Reihe von Versuchen, die letztlich gerade nicht auf eine Förderung des dramatischen Schaffens, sondern auf eine Vergrämung des Publikums und zweifellos auch auf eine Vergrämung der Autoren selbst hinauslaufen. Erinnert man sich noch an *Urs Troller* und seinen witzig-kecken Erstling *«Die Geier»*? Sein Stück wäre, mit leichter Hand in Szene gesetzt, improvisiert und vielleicht nur behelfsmässig ausgestattet, als studentischer Beitrag zur dramatischen Literatur kenntlich gemacht, vermutlich ein ermutigendes Debüt gewesen. Statt dessen gab man ihm die äusserlichen Attribute des grossen Abends, zog Linien aus, die eher zurückzubinden gewesen wären. Die hochgeschraubten Erwartungen wurden enttäuscht, die Kritik reagierte negativ, und der Autor erholte sich lange nicht von dem Schock. Seine Begabung, sein besonderes Talent fürs Theater stehen für mich ausser Zweifel. Von Stalder, dem Verfasser des *«Pestalozzi»*, war ursprünglich geplant, das Mundartstück *«Wie Unghüür us Amerika»* im Keller des Schauspielhauses zu zeigen. Nach dem Misserfolg auf der grossen Bühne liess man Projekt und Autor wie eine heisse Kartoffel fallen. Die beste Inszenierung eines seiner Stücke, so ist einhelligen Presseberichten zu entnehmen, hat Heinz Stalder inzwischen in Graz bekommen . . .

Ein weiteres Beispiel, eines aus allerjüngster Zeit, ist *«Grossvater und Halbbruder»* von *Thomas Hürlimann*. Das Stück ist im Rahmen des Berliner Theatertreffens auf dem «Stückemarkt», einer ebenso einfachen wie zweckmässigen Institution zur Vorstellung von Autoren und Werken, angeboten worden: eine verlockende Partitur für Schauspieler, eine Geschichte aus der Zeit des Zweiten Weltkriegs, erzählt aus der Perspektive des Nachgeborenen. Nach der Uraufführung in Zürich hatte ich den Eindruck, die richtige, nämlich schlüssige Inszenierung sei das nicht gewesen. Zwar gab es da ein schönes Bühnenbild: aber die eigenartige Sprache Hürlimanns, der Rhythmus seiner Szenen, ihre Leichtigkeit und ihre Poesie waren nicht mehr da. Der Abend zog sich mühsam dahin, das Publikum wahrte Höflichkeit, die Kri-

tik übte Wohlwollen. Nach wenigen Wiederholungen nur wurde *«Grossvater und Halbbruder»* in Zürich vom Spielplan abgesetzt. Nachdem ich die Inszenierung gesehen habe, die *Urs Schaub* an der Komödie Basel im November herausgebracht hat, weiss ich wenigstens, dass ich mich in der Beurteilung des Textes nicht getäuscht habe. Wie sehr ein Stück durch das Theater verändert und unter Umständen zerstört werden kann, lässt sich im Vergleich dieser beiden kurz aufeinander folgenden Aufführungen ahnen. In Basel nämlich hat man immerhin gespürt, was in Hürlimanns dramatischem Erstling angelegt ist. Schaubs Inszenierung ist subtiler, feinfühliger, zugleich unkomplizierter, sie entdeckt die spielerischen Momente des Stücks und gibt ihnen Raum, sie lässt sie im ausdrucksstarken Detail wie im rhythmischen Ablauf zu sich selber kommen. Auch in Basel noch waren Längen, schleppende Phasen, und ich will auch nicht behaupten, das Publikum sei geradezu gebannt mitgegangen. Aber als Vorstellung des ersten Versuchs eines jungen Autors für das Theater ist diese Basler Inszenierung achtenswert. Nur, welcher junge Dramatiker hat schon das unwahrscheinliche Glück, gleich an zwei Theatern hintereinander uraufgeführt zu werden? (Inzwischen hat auch das Wiener Burgtheater, im «Dritten Raum» und auf improvisierter Spielstätte, Hürlimanns Stück auf dem Programm.)

Roland Merz hat für seine dreizehn Szenen *«Der Alleinunterhalter»* einen Preis der zehn Städte erhalten, die sich neuerdings um das dramatische Schaffen in der Schweiz verdient machen, und im Rahmen der «Neuen Szene Schweiz» ist gar sein allerneustes Stück, *«Hundeleben»*, nach der Uraufführung in Bern auf Tournée durch die Schweiz aufgebrochen. *«Der Alleinunterhalter»* ist im Stadttheater Luzern ebenfalls zur ersten Erprobung auf der Bühne gekommen. *Thomas Hostettler* hat die zum Teil ganz kurzen Szenen dieser dramatischen Ballade vom Handorgelspieler, der sich missbraucht vorkommt, in einem wohl doch etwas zu engen Horizont inszeniert, zu simpel auf eine bekannte Art von Volkstheater ausgerichtet. *Hans Heinz Moser* spielt den Albert Peter immerhin auf eine Weise, die über dieses Klischee hinausweist. Die Kritiken waren mit Zurückhaltung freundlich, man glaubte, das Stück verharre – bei guten Ansätzen, knappen und präzisen Dialogen – in der «Simplizität und Realistik des Dorftheaters» und sei nicht konsequent zu Ende gedacht. Wer auch erinnerte sich noch daran, dass Roland Merz 1973 durch die Uraufführung von *«Strinckett»* im Zürcher Theater am Neumarkt erstmals bekannt geworden ist: eine sprachspielerische Kreuzung von «Volkstheater» und Beckettschem Endspiel? Und wer hätte in der engbrüstigen Luzerner Inszenierung des *«Alleinunterhalters»* die Dimension erkennen können, die in der Ballade vom rebellierenden Handorgelspieler aufbricht?

Erwähnt sei endlich noch ein Stück, das bis jetzt keinen Weg auf eine Schweizer Bühne gefunden hat. *«Sundaymorning»* ist sein Titel, *E. Y. Meyer* hat es geschrieben, vorwiegend in berndeutschem Dialekt, durchmischt mit englischen Redensarten und mit hochdeutschen Scherzreden, ein beziehungsreiches, ebenso spielerisch

leichtes wie kulturkritisch befrachtetes Angebot an die Bühne. Der Verlag hat jetzt eine schwäbische Fassung herstellen lassen, um die Aufführungschancen zu vergrössern.

*

So also sieht, aus der Nähe besehen, die Förderung des dramatischen Schaffens in der Schweiz etwa aus: mehr Pflichtübung als anregende und engagierte Auseinandersetzung mit dem Schaffen jüngerer Dramatiker, unter der Erwartungslast schwerfällig daherkommende Aufführungen und vor allem Einzelaktionen statt zielsichere Schritte im Rahmen eines Konzepts. Für den Umgang mit jener Dramatik, die erfreulicherweise von Stiftungen und anderen Institutionen gefördert wird, gibt es noch immer kein Instrumentarium, wenn es um die Realisation auf der Bühne geht. Alle subventionierten Theater sind Produktionsstätten, die unter starkem Erwartungsdruck stehen. Sie müssen ihren Spielplan, der ohnehin nicht zuviel Neues und Gewagtes enthalten darf, so gut wie möglich in die Tat umsetzen. Um Überraschungen, vor denen das Theater nie gefeit ist, nach Möglichkeit einzudämmen, klammern sie sich an ihre feste Praxis, an ihre professionellen Handgriffe, an ihre bewährten Realisatoren. Der Autor hingegen schreibt ja nicht im Hinblick aufs Repertoire und hat auch nicht im Sinn, die Erwartungen des Abonnementspublikums zu erfüllen. Seine Hoffnungen und seine Absichten sind von anderer Art. Er ist darauf aus, in seinen szenischen Entwürfen und Spielen Neuland zu entdecken. Wenn diese aber in den üblichen Spielplan eines Stadttheaters eingebaut werden, laufen sie Gefahr, in theaterübliche Praxis übersetzt zu werden. Die Konfrontation zwischen den Visionen des Autors und den Realitäten des Theaters kann natürlich fruchtbar sein; aber meist ist sie auch gekennzeichnet durch grosse Verluste, durch die Überwindung szenischer Ideen durch Theaterhandwerk. Darum müsste die Förderung neuer dramatischer Texte ausserhalb der üblichen Spielpläne vorangetrieben werden.

Bis vor kurzem habe ich gedacht, das sei zum Beispiel eine Aufgabe vor allem der Werkraum- und Studiobühnen, der alternativen Truppen, der freien Bühnen des Landes. Ausserhalb des Produktionszwangs, ausserhalb der regelmässig sich folgenden Premieren auf der grossen Bühne wäre die Freiheit der Inszenatoren und der Schauspieler grösser. Und vor allem wäre da doch auch ein besonders aufmerksames Publikum, das nach Neuem begierig ist, das die Vergleiche zu ziehen weiss, die dem Anlass angemessen sind, das also Massstäbe entwickelt und durch sein kritisches Mitgehen Ansporn und Förderung seinerseits zu geben hätte. Hier könnten Autoren wirklich weiterführende Erfahrungen machen.

Aber ich muss zur Kenntnis nehmen, dass die jungen Dramatiker das «Kellerdasein» verschmähen. Sie wollen partout nicht im Studio oder auf dem alternativen Podium, sie wollen oben im Plüsch ihre Uraufführung haben, obgleich das Publikum, das sie hier haben, so neubegierig und diskussionsfreudig gar nicht ist. Der Zuschauer im Abonnement ist schnell bereit, vergrämt zu sein und den Stab zu brechen über etwas, das er nicht

recht versteht. Wenn er sich gar langweilt, fragt er sich nicht, was denn der Grund sein könnte. Er ist auch nicht dazu verpflichtet, Geburtshelferdienste zu leisten. Er will im Theater erbaut, gefesselt oder unterhalten sein, und es ist – das muss man einsehen – sein gutes Recht. Aber ausgerechnet vor ihm wollen die Autoren gespielt werden, die neue und ungewohnte, meist auch bewusst als Versuch mit neuen Formen gestaltete Stücke geschrieben haben. Diese Stücke setzen jedoch ein besonderes Interesse, eine spezielle Informiertheit, einen hohen Grad an Vertrautheit mit dem voraus, was im Theater der Gegenwart läuft. Ein Publikum, das diese Voraussetzungen mitbringt, das bewusst die Stätten aufsucht, an denen es auf seine Rechnung kommt, ist für den Autor ergiebiger als die Abonnenten. Natürlich gibt es auch unter ihnen Theatergänger, auf die nicht zutrifft, was von der Mehrheit angenommen werden muss. Aber die würden sich die Uraufführung des neuen Stücks eines noch unbekannten Autors bestimmt nicht entgehen lassen.

Wenn also die Studio- oder Werkraumbühne, wenn Theaterräume wie der Keller von den Stückeschreibern abgelehnt werden (was ich – aus den genannten Gründen – für falsch halte), dann bestünde immer noch die Möglichkeit, den Autoren, die für das Theater schreiben, die Bedingungen zu schaffen, die vielleicht verhindern, dass ihre Arbeit im Theateralltag versickert. Beispielhaft scheint mir, was im Rahmen des *«steirischen herbstes»* 1980 gemacht wurde. Da gab es ein Schwerpunktprogramm unter dem Motto: *«Österreichische Theater bringen Autoren Österreichs zur Uraufführung.»* Allein die Vereinigten Bühnen Graz brachten in der vergangenen Spielzeit vier Uraufführungen österreichischer Dramatiker, drei davon im Rahmen des *«steirischen herbstes»*. Was die Österreicher können, das wäre doch – in einer den Verhältnissen angepassten Version – auch bei uns denkbar: Wochen des einheimischen dramatischen Schaffens, an denen sich mehrere Bühnen beteiligen könnten. Der Spielort könnte Zürich sein, aber zum Beispiel auch das Theater am Stadtgarten in Winterthur. Entscheidend ist, dass die Einzelaktionen, an sich löblich und keinesfalls etwa wertlos, zur kontinuierlich zu verfolgenden «Szene Schweiz» zusammenzufassen wären, in besonderen Festwochen meinetwegen, oder auch in einer Art Wettbewerb. Eine lohnende Aufgabe für Pro Helvetia, für alle Institutionen, die sich um die Förderung des Dramatikernachwuchses bemühen. Als ergänzende Massnahme schwebt mir vor, man könnte – an einem gut zugänglichen Ort, es muss nicht einmal ein Theater sein – die szenische Lesung neuer Stücke institutionalisieren. Statt dass einer mühsam versucht, über die Dramaturgie des einen oder des andern Theaters zur Annahme seines Stücks zu kommen, gäbe es dann so etwas wie eine Börse für Dramatisches. Die Theaterdirektoren und ihre Dramaturgen, aber auch die Kritik, überhaupt grundsätzlich alle, die daran interessiert wären, könnten hineinsitzen und zuhören und sich darüber informieren, wo unsere Autoren stehen, welches im ganzen der Zustand und welches die kommenden Möglichkeiten der «Szene Schweiz» seien.

Anton Krättli

Die fünf westschweizerischen Kantone Genf, Waadt, Neuenburg, Freiburg und Wallis erinnern in ihrem Verhalten gelegentlich an zusammengerollte Igel, während der neue Kanton Jura manchmal wie ein Sturmbock vorprellt. Nicht zufällig hat die separatistische Jugendorganisation im Jura den Sturmbock als ihr Symbol gewählt. Zwischen den Kantonen der Schweiz französischer Zunge herrscht das Verhältnis von Vettern, die eifersüchtig über ihre Eigenständigkeit wachen und die sich gegenseitig oft mit liebevollen Bosheiten traktieren. So nennen die wegen der internationalen Rolle Genfs leicht von Minderwertigkeitsgefühlen geplagten Waadtländer ihre Nachbarn am westlichen Ausgang des Sees in Anspielung auf das Autoschild GE «gueules élastiques», während die Genfer herablassend von Lausanne sagen, die Stadt sei «une belle paysanne qui a fait ses humanités».

Am Rande der Schweiz

Es gibt in der Westschweiz kein von allen Kantonen wirklich anerkanntes führendes Zentrum. Vier der westschweizerischen Kantone besitzen eigene, traditionsstolze Universitäten, und in der Waadt existiert die zweite Eidgenössische Technische Hochschule. Vielleicht hätte Genf die intellektuelle und ökonomische Potenz für die Rolle einer Kapitale der Westschweiz, aber die Stadt ist zu sehr mit sich selber beschäftigt, und ihr Ehrgeiz als europäischer Sitz der UNO richtet sich auf andere Horizonte. Für die Genfer sind das Waadtland und auch das Wallis schöne Obst- und Weingärten vor den Toren der eigenen Stadt, die am Wochenende zum Auslauf verlocken. Der Kanton Genf hat 103 Kilometer gemeinsame Grenze mit Frankreich, aber nur 4 Kilometer mit der Schweiz, und die Genfer nennen denn auch die nach Lausanne führende Strasse am See «la route suisse». Aus ihrer peripheren Lage heraus drängen sie immer wieder in die Schweiz hinein, ohne aber eine Sekunde lang ihren Stolz auf die eigene Stellung als «République et Canton de Genève» zu vergessen.

Freilich sind die Genfer vom alten Stamm eine Minorität im eigenen Kanton geworden. Ihre Zahl mag 100 000 betragen, während die aus anderen Kantonen zugewanderten Schweizer ein Kontingent von 130 000 stellen. Etwa 55 000 davon sind Deutschschweizer. Viele katholische Walliser haben sich in Genf als Besitzer von Bistros etabliert. Die Zahl der Ausländer ist auf 107 000 angewachsen. Unter den Zugewanderten aus anderen Kantonen findet man oft einen «helvetischen Yankee-Typ», dem die Schuhe im heimischen Dorf zu eng geworden sind und der die Freiheiten des städtischen Lebens in vollen Zügen geniesst, ohne sich sonderlich um die Dinge von «République et Canton de Genève» zu kümmern. Der Vorwurf der schlechten Stimm- und Wahlbeteiligung sollte nicht so sehr den alten Genfern als vielen der Zuzügler gemacht werden, die oft durch Abstinenz an den Urnen glän-

zen und die gelegentlich eine rauhbeinige Unbekümmertheit in das Getriebe der Stadt bringen.

Tradition des Schimpfens

Unter den alteingesessenen Genfern scheint die auf calvinistische Art etwas säuerliche Spezies zu dominieren. Wer immer in der Republik an der Rhone politische Verantwortung trägt, führt manchmal leise Klage über die Bürde des Amtes, die besonders drücke, weil zwischen Salève und Jura ein Menschenschlag eigener Art zusammenwohne, seltsam renitent, kaltschnäuzig, in der Tradition der Respektlosigkeit aufgewachsen und mitunter von ungewaschener Frechheit. In kaum einer anderen Stadt dürfte die Zahl derer so gross sein, die einen inneren Groll nur mühsam unterdrücken und die stets eine Wut auf irgend etwas oder irgend jemanden haben. Man nennt sie hier «les ronchons» oder «les grincheux». Das Nörgeln, Kritisieren und Schimpfen ist sozusagen ihre zweite Natur. In der Regel enthüllt sich aber die äusserlich eher bissige Haltung nur als rauhe Schale, in der ein gutmütiges Herz steckt. Das «kleine Volk» in Genf ist durchaus «bon enfant» und den Lebensfreuden zugetan, freilich auf eine zurückhaltende Art. Der Bäcker, der eben noch in seinem Laden den Kandidaten der ihm nahestehenden Partei mit saftigen Ausdrücken kritisiert hatte, erscheint nach der Wahl in der Wohnung des Gewählten mit einer kunstvollen Riesentorte, wobei er sich aber wieder einige brummende Bemerkungen nicht verkneifen kann.

Mit der solid etablierten «tradition de l'irrespect» unterscheidet sich der Genfer von den übrigen Westschweizern, aber auch im allgemeinen von den Deutschschweizern, die ihre lokalen Autoritäten gern mit einer Aura von Respekt umgeben. Die Genfer sind begabte Wortschöpfer, und sie geben ihren politischen Vertretern gerne Übernamen, die eine kritisch-ironische Distanz verraten. So nennen sie den sozialdemokratischen Erziehungsminister André Chavanne «Fidel Bistro», weil er Neigungen zum kubanischen Experiment, aber auch zu den kulinarischen Genüssen zeigte. Mag der Papst oder der Generalsekretär der UNO oder der sowjetische Regierungschef zu Besuch in Genf weilen – man schaut kaum auf und macht höchstens eine wegwerfende Bemerkung. Die kühle Wurstigkeit, das Nörgeln und Murren entpuppt sich bei näherem Hinsehen oft als eine Art Schutzpanzer, hinter dem man die eigentliche Stimmung versteckt. Es gibt bei vielen Genfern eine vielleicht calvinistisch getönte Scheu vor der Enthüllung der subjektiven Gefühle, besonders der positiven. Sie reagieren ganz anders als die Franzosen, mit denen sie zwar individuell durch viele persönliche Bande verknüpft sind, derem «besoin de grandeur» sie aber meist mit ironischer Distanz begegnen.

Das Erbe des Moralismus, der sarkastischen Kritiklust und des Frondierens wird vornehmlich von den Genfer Kommunisten gepflegt, mit grösster Brillanz von deren Alterspräsidenten Jean Vincent, einem scharfzüngigen Advokaten und kaustischen Puritaner, der seit Jahrzehnten im Parlament sein polemisches Feuer verspritzt. Seine Sprache tut weh wie ein rostiges Rasiermesser. Als

die Genfer Regierung ein Protokoll über die Rangordnung der Gewalten bei grossen Anlässen herausgab, schilderte er der Reihe nach die amtierenden Magistraten, wie sie in Seidenstrümpfen und Pluderhosen auf Mauleseln die Rampe des Rathauses heraufreiten. Die Kommunisten spielen sich gern als Wächter der Ordnung auf, und nichts ist ihnen verhasster als Spontaneität und Abenteuer. Ihr Mann in der Stadtregierung, Roger Dafflon, war einer der schärfsten Gegner der harmlosen Leute, die das verlassene und durch Wildwuchs romantisch gewordene Stadtquartier «Les Grottes» durch friedliche Okkupation hatten wieder wohnbar machen wollen.

Leidenschaftliche Urteile

Wer die Genfer nur oberflächlich kennt, spürt vor allem die Stacheln, die kühle Kritiklust, den manchmal etwas sauertöpfischen Moralismus. So sind denn die Urteile vieler bekannter Ausländer über Genf recht negativ. Lenin schrieb, frierend in der über die Mont-Blanc-Brücke blasenden «Bise noire», er fühle sich wie in einem Sarg. Von Hass-Liebe zu Genf zeugen die Bemerkungen Stendhals, der den Genfern Intelligenz, kalte Logik, Geist, Kenntnis der Sprachen attestierte, aber gleichzeitig kritisierte, sie seien, wenn sie einmal die Schwelle des vierzigsten Lebensjahres passiert und Geld auf die Seite gebracht hätten, von englischer Zugeknöpftheit, griesgrämig, unfähig zur Lebensfreude und geizig. Ihr Lebensstil sei so mühselig, dass er an ein schwerarbeitendes Ochsengespann denken lasse. Voltaire höhnte, wenn sich ein Genfer Bankier aus dem Fenster stürze, könne man ihm ruhig nachspringen, denn unten auf dem Trottoir liege sicher Geld.

Legenden um den Privatbankier

Gerade der Ausspruch Voltaires zeigt, dass sich Legenden um das Bild des Genfer Privatbankiers ranken. Die Genfer selber, die sich in der Kunst der Médisance üben, sagen den Privatbankiers nach, sie seien ebenso geizig wie scheinheilig, sie stotterten immer ein wenig beim Beginn eines Satzes, um sich ein «petit air britannique» zu geben, ja sie näselten überhaupt, als hätten sie einen Dauerschnupfen, was als vornehm gelte. Man kann die Genfer Privatbankiers nach dem politisch-historischen Habitus in zwei «Modelle» einteilen. Es gibt den traditionellen, strengen Typ, der die calvinistische Wurzel nicht verleugnet. Eine etwas andere Ausprägung des Genfer Privatbankiers könnte man als «British Gentleman» bezeichnen, der in seiner Art an die «Haute Société protestante» in Bordeaux erinnert. Seine Neigung zu britischen Formen, zum Understatement, überhaupt zu einer unterkühlten Ausdrucksweise mag sich aus den alten Verbindungen mit der britischen Krone erklären, die in der Zeit der Verfolgung der Protestanten in Frankreich einen Fonds schuf, mit dem Genfer Privatbanken die protestantischen Pfarrer in Frankreich bezahlten.

Historische Brücken zu den Vereinigten Staaten

Von historischer Tiefe sind die Beziehungen Genfs zu den Vereinigten Staaten von Amerika, besonders zu

Boston und Philadelphia. Die Pilgrim Fathers, die am 11. November 1620 nach der Überfahrt auf der «Mayflower» von Southampton nach Amerika die Charta der Freiheit beschlossen, setzten in die Präambel des Dokumentes den Wahlspruch «Post tenebras lux» – die Devise der Genfer Republik und ihrer Kirche bis auf den heutigen Tag. Der Zusammenhang ist keinesfalls zufällig, trugen doch die Auswanderer die in den Genfer Druckereien jener Zeit hergestellte Bibel in der Hand. Auch heute noch unterhält die Eglise nationale protestante de Genève viele Verbindungen mit protestantischen Kreisen in den Vereinigten Staaten. Feste Brücken entstanden auch im politisch-staatlichen Bereich. So wurde der Genfer Bürger Albert Gallatin 1793 Senator des Staates Pennsylvania und 1801 Schatzsekretär unter den Präsidenten Adams und Jefferson. 1872 wurde im Genfer Rathaus der erste internationale Schiedsspruch in der Affäre des von den Briten versenkten amerikanischen Kriegsschiffes «Alabama» gefällt. Es war kein Zufall, dass Präsident Wilson nach dem Ersten Weltkrieg entschieden für Genf als Sitz des Völkerbundes gegen die Konkurrenz von Brüssel, Paris und London plädierte. Solches Einstehen für die Stadt an der Rhone hatte seine Gründe in den presbyterianischen Überzeugungen des Präsidenten, aber auch in der Dankbarkeit gegenüber einem der grössten Söhne Genfs: Rousseau.

Harte soziale Schichtung

Charakteristisch für Genf ist die harte soziale Schichtung zwischen der «Haute Ville» mit den vornehmen, früher privilegierten, regimentsfähigen Familien, den Bankiers, Wissenschaftern und Advokaten, und den «Basses Rues», wo die Kleinbürger, die Ladenbesitzer und Handwerker wohnen und wo eine viel ungezwungenere Atmosphäre herrscht. Oft gab es in Genf einen von Hader erfüllten Widerstreit zwischen den beiden so ungleichen Teilen der Bevölkerung. Allen inneren Spaltungen zum Trotz sind aber die Genfer schweizerische Patrioten, und die Stadt hat der Eidgenossenschaft viele hervorragende Politiker, Diplomaten, Offiziere und Wissenschafter geschenkt. Darüber hinaus bleibt der Name Genfs verbunden mit der Sache der Menschlichkeit in der Welt durch Henry Dunant, dem Gründer des Roten Kreuzes.

Otto Frei

FINNLANDS LINIE

Als Finnlands Urho Kekkonen im Herbst seinen Rücktritt bekanntgab, gehörte es zu den ersten Pflichten seiner Möchtegern-Nachfolger, die 4,7 Millionen Finnen und das benachbarte Riesenreich der Sowjetunion zu beruhigen: Kontinuität sei oberstes Gebot in der Führung der Innen- wie der Aussenpolitik, an der «Paasikivi-Kekkonen-Linie» würde auch in Zukunft nicht gerüttelt.

Äusserungen dieser Art werden im Ausland mit Vorliebe zum Anlass genommen, wieder einmal das Wort von

der «Finnlandisierung» zu gebrauchen, und den Finnen, etwas von oben herab, unterschwellig Hörigkeit gegenüber dem grossen Bruder vorzuwerfen. Und dabei zu vergessen, dass während Jahrhunderten sowohl Schweden wie Deutsche wie Russen immer wieder die Gelegenheit ergriffen haben, Finnlands Selbständigkeit zu zerstören, und dass der Zustand, in dem Finnland sich seit dem Abschluss des «Freundschafts- und Beistandsvertrags» mit den Sowjets (1948) befindet, verhältnismässig immer noch zum Besten zählt, was das Land jemals hatte. Auch in diesem Jahrhundert stand ja Finnlands Schicksal mehrmals auf Messers Schneide. Dass die Finnen überhaupt selbständig bleiben konnten, grenzt an ein Wunder, und dieses Wunder wird, da muss man dem finnischen Diplomaten Max Jakobson recht geben, immer wieder dem Versuch eines Rufmords durch den Begriff der «Finnlandisierung» ausgesetzt.

In Finnland lebt die Geschichte fast noch sichtbar fort – und dennoch scheinen auch die Finnen über ihre Geschichte nicht viel zu wissen. Der finnische Lyriker und Dramatiker Paavo Haavikko zumindest gab seinem (primär für eine finnische Leserschaft bestimmten) Buch den Titel «Finnlands Linie – Kommentar zur unbekannten Geschichte eines unbekannten Volkes, 1904–1975». 1979 kam das Werk in finnischer Sprache heraus, inzwischen liegt auch eine Ausgabe in Schwedisch vor. Es wäre äusserst begrüssenswert, würde dieses Buch eines Tages auch einer deutschsprachigen Leserschaft zugänglich gemacht.

Paavo Haavikko lässt schon zu Beginn einen bitteren Ton anklingen: «Finnland ist eine Kleinigkeit vor dem Gericht der Weltgeschichte, so klein, dass es sie eigentlich gar nicht gibt und die schon als abgetan betrachtet wird, noch ehe man sie behandelt.» Soviel Frustration wirkt auf den ausländischen Leser zweifellos anklagend – aber leider hat Haavikko damit recht.

Finnland galt zu Beginn des Jahrhunderts als Nebenschauplatz des russischen Zarenreichs, in seinem Innern zwar einigermassen autonom, als Staat aber noch nicht erwacht. Die Bindung an Russland, die sich die Finnen bekanntlich nicht selbst ausgesucht hatten, führte in diesen Jahren zu zwei wichtigen Entwicklungen: zur Entstehung eines Nationalbewusstseins und zur Industrialisierung. Dass Finnland in dieser Zeit von gewaltigen sozialen Spannungen beherrscht war, beschreibt Haavikko mit Engagement – und ebenso eindrücklich sind in dem im Verlag Atlantis, Stockholm, erschienenen Buch die zahlreichen historischen Aufnahmen.

Nun war das politische Leben in Finnland, in entschärfter Form, vor 1914 zumindest teilweise eine Widerspiegelung der Entwicklung im kaiserlichen Russland (mit dem Unterschied freilich, dass in Finnland die Grundbesitzer viel weniger Macht hatten), und die bevorstehende Revolution wirkte auch bei den Intellektuellen und den Arbeitern in Finnland. Während der Zeit des Ersten Weltkriegs wurde vieles von diesem Gedankengut in den Hintergrund gedrängt, denn Finnland blühte in jenen Jahren wegen seiner Rolle als Lieferant verschiedener Waren förmlich auf – aber 1917, als der Zusammenbruch und damit die wirtschaftliche Krise kam, waren die alten Gegensätze wieder voll ausgeprägt. «1917 und zu Beginn des Jahres 1918

war das Land aufgesplittert in zwei fast gleich starke Lager, jenes der Arbeiterklasse und jenes des bürgerlichen Bevölkerungsteils. Beide waren so gross, dass sie den Anspruch stellen konnten, die Mehrheit zu vertreten. Daher gab es keine Verständigung», schreibt Haavikko. Mit der staatlichen Unabhängigkeit, verkündet parallel zur Revolution in der Sowjetunion, kam der Bürgerkrieg zwischen Weissen und Roten, kam auch die Anlehnung der Weissen an Deutschland: «Die Verhandlungsbeauftragten Finnlands und Deutschlands brauchten nur zwei mal zusammenzukommen, um handelseinig zu werden.» Und Haavikko zieht den Schluss: «Durch Übereinkommen der Roten war Finnland zu einem Teil der russischen Volksgemeinschaft geworden, durch jene der Weissen zu einer Kolonie für die deutsche Wirtschaft, ein Satellit, dessen Aussenpolitik jener der Deutschen zu folgen hatte.»

Beurteilt man aus Distanz Haavikkos Kommentar zum Ausbruch des Winterkriegs im Jahr 1939 und später seine Interpretation der sowjetischen Forderung, Finnland sollte mit Moskau einen Freundschafts- und Beistandspakt abschliessen, so ergibt sich eine Situation, die zwar keineswegs unproblematisch ist, die aber mehr durch das geographische und machtmässige Ungleichgewicht der beiden Nationen geprägt wird als durch eine hinterhältige Politik der Sowjetführung.

In beiden Fällen, 1939 und 1948, habe die Sowjetunion primär die Region um die Stadt Leningrad sichern wollen. Für die Sowjets ging es 1939 territorial im Grunde genommen um «Kleinigkeiten» – aber für die Finnen waren diese Kleinigkeiten lebenswichtig, zumindest in dem Sinne, als sie es sich nicht leisten wollten oder konnten, eine Politik des Verzichts gutzuheissen. Die Unverhältnismässigkeit der Grösse der beiden Staaten wäre demnach einer der Gründe für Spannungen, Konflikte und schliesslich auch für die Einleitung der bis heute nachwirkenden Politik gewesen. Dass Finnland nach dem Winterkrieg und nach nur kurzer Atempause wieder in den Krieg hineingezogen wurde, kommentiert Haavikko so: «Finnland war erst zum Kriegsteilnehmer geworden wegen der Verständigung zwischen Deutschland und der Sowjetunion, und dann ein zweites Mal wegen der Aufkündigung dieser Verständigung. Aus dem Krieg loslösen musste Finnland sich so, dass es sein Territorium mit eigenen Truppen besetzen konnte anstelle der Truppen der einen oder der anderen Grossmacht.» Diesen Augenblick richtig zu erkennen, sei eines der schwierigsten Probleme für die finnische Führung gewesen. Im Augenblick, da das Übergewicht von der deutschen auf die sowjetische Seite überging, musste Finnland die deutschen «Bund»-Genossen täuschen, indem Präsident Ryti die Versicherung gab, sein Land würde nicht aus dem Krieg austreten, ohne zuvor Verhandlungen mit dem deutschen Reich geführt zu haben. Deutschland gewährte daraufhin Finnland «unzureichende und teilweise verspätete Waffenhilfe und eine Division, die keine echte Bedeutung hatte. Die finnische Armee konnte sich zurückziehen, ohne sich aufzulösen, sie konnte sich neu gruppieren für die Verteidigung, jetzt mit Tanks und Panzern. Waffen, die die Finnen von den Deutschen eingekauft und nicht mehr

an die Deutschen hatten bezahlen können, bezahlten sie später an die Sowjets.»

Wieviel Unrecht bei all dem begangen wurde, darüber will Haavikko nichts Konkretes aussagen – nach Bewältigung einer so komplizierten Situation, die in der europäischen Geschichte dieses Jahrhunderts kaum eine Parallele findet, konnte Finnland nur noch Toleranz in bezug auf Schuld oder Verantwortung walten lassen, sonst hätte das Land nicht zu sich selbst gefunden. Und im übrigen war Finnland «das einzige Land, welches am Krieg teilgenommen hatte und das schliesslich seine Kriegsschulden ohne äussere Hilfe bezahlte. Finnland weigerte sich, Hilfe anzunehmen. (. . .) Es war jedoch klar, dass diese Haltung jetzt, ebensowenig wie früher, geeignet war, Finnland Sympathien bei irgendeiner Seite zu sichern: Finnland wurde links liegen gelassen.»

Ein Misstrauen gegenüber dem Ausland, eine manchmal etwas bittere Distanznahme kennzeichnet Haavikkos Text. Das gilt auch für die Schilderung der Nachkriegsjahre, des Übergangs von Mannerheim zu Paasikivi und schliesslich zu Kekkonen («Finnland, ein Staat alter Männer»). Für Paavo Haavikko änderte sich in dieser Zeit nichts Grundlegendes an der Position Finnlands: «An die Stelle dessen, was bis zum Jahr 1945 die Sowjetunion und Deutschland repräsentiert hatten, traten nun die europäischen Westmächte und die Sowjetunion. So befand sich Finnland, Nachbar einer Grossmacht, wieder zwischen zwei Gruppierungen. Wieder bestimmen diese die grundlegende Situation Finnlands.»

Eine bittere Bilanz? Vor allem wohl eine realistische, illusionslose. Ihr muss auch der Nachfolger Urho Kekkonens Rechnung tragen, will er das labile Gleichgewicht nicht gefährden, auf dem die Selbständigkeit seines Staates beruht. Und die Rechnung wird, so sehr das die Finnen selbst bedauern mögen, nur dann aufgehen, wenn die politische Führung jene Auflagen respektiert, die den Kernpunkt des Vertrags mit Moskau bilden.

Erich Gysling

DER POLNISCHE DIALOG

Beim Altar eine kleine Gruppe von fröstelnden Gestalten: Junge und Alte, Männer und Frauen, Christen und Atheisten, Katholiken und Marxisten. Als der Priester sie auffordert, das Zeichen des Friedens auszutauschen, reichen sie einander die Hände, bilden einen Kreis um den Altar.

Das war Ende Mai 1977 in der Warschauer St.-Martins-Kirche. Mit der gemeinsamen Messfeier begann jeder der sieben Tage jenes Hungerstreiks, der entscheidend zur Amnestierung der Arbeiterführer von Ursus und Radom und ihrer Sympathisanten aus dem Kreis des «Komitees für die Verteidigung der Arbeiter» KOR beitrug. Man stand damals – nach drei Jahrzehnten eines unerbittlichen Kampfes der kommunistischen Staatsideologie gegen den Katholizismus – am Anfang eines Dialogs von Mensch zu

Mensch zwischen den 1955/56 erstmals zum Wort gekommenen «revisionistischen» und bald darauf «oppositionellen» Kräften im polnischen Marxismus und den seit der kommunistischen Machtergreifung in Opposition zur Staatsgewalt stehenden Katholiken. Es war zunächst ein Dialog der «enfants terribles» auf beiden Seiten, wie aus einer ersten Bilanz eines Hauptexponenten katholischerseits, des Redaktors der Zeitschrift «Znak» (Das Zeichen), Bohdan Cywiński, hervorgeht (Rodowody niepokornych – Genealogie der Unfügsamen, Warschau 1971), und die Initiative war von der christlichen Seite ausgegangen, insbesondere von der seit 1958 erscheinenden, von Tadeusz Mazowiecki redigierten Zeitschrift der «fortschrittlichen» Katholiken, «Więź» (Das Band). Mazowiecki und Cywiński (heute Redaktoren der Zeitschrift «Solidarność») waren an der Organisation und Durchführung des hauptsächlich von KOR-Mitgliedern getragenen Hungerstreiks von 1977 beteiligt.

Weitere gemeinsame Aktionen im Kampf um die Menschen- und Bürgerrechte, weitere Hungerstreiks folgten. Der Dialog zwischen der «demokratischen Linken» und den Katholiken zog immer weitere Kreise, blieb aber – wie könnte es bei dem zahlenmässigen Ungleichgewicht beider «Lager» anders sein – ein Gespräch zwischen einzelnen, ein Dialog von Mensch zu Mensch.

Antwort der Kirche

Mit seinem Buch «Kirche, Linke, Dialog» (Kościół, Lewica, Dialog. Paris 1977) wandte sich Adam Michnik (geb. 1946, Historiker, neben Jacek Kuroń Hauptideologe der um das KOR gescharten «linken» Opposition) nicht nur an seine katholischen Verbündeten im täglichen Kleinkrieg gegen den kommunistischen Totalitarismus, sondern auch direkt an die Kirche. Als Antwort der Kirche – freilich nicht nur auf Michniks Buch, das nur am Rande berücksichtigt wird, sondern auf den polnischen Dialog im weitesten Sinn – kann das unlängst erschienene Buch «Die polnische Gestalt des Dialogs» (Polski ksztalt dialogu. Paris 1981) von Józef Tischner gelten, dessen Verfasser, der 1931 geborene Philosophieprofessor an der Päpstlichen Theologischen Fakultät in Krakau als möglicher Nachfolger von Primas Wyszyński im Gespräch war und mit seinen Predigten anlässlich des ersten Kongresses der «Solidarität» Aufsehen erregte.

Michniks Angebot eines Dialogs

Michniks Buch ist im wesentlichen eine historische Dokumentation – der Versuch, aufzuarbeiten, was er und seine Gesinnungsgenossen sich drei Jahrzehnte lang an Unkenntnis (und Verleumdung) der pauschal als «rückständig» verurteilten Kirche zuschulden kommen liessen. Die Bilanz der mit grosser Ausführlichkeit – als wären es neuentdeckte Zeugnisse einer verschollenen Zeit – zitierten Hirtenschreiben, Predigten, Protestbriefe an die Regierung: nicht die marxistische Staatsgewalt, sondern die Kirche war es, die bisher Menschenrecht und -würde verteidigte, also «fortschrittlich war».

Mit dieser Dokumentation (die für 95 % der polnischen Bevölkerung nicht viel Neues bringt, aber vielleicht geeignet wäre, westliche Stimmen, die die «Rückständigkeit» der polnischen Kirche beklagen, zum Schweigen zu bringen) sucht Michnik das Vorurteil abzubauen, das dazu geführt hatte, dass die Linke nicht nur in den finsteren Jahren des Stalinismus die Verfolgung der Kirche gebilligt, sondern sie auch noch in der revisionistischen Phase nach 1956 angefeindet und zu den Repressalien für das Schreiben des polnischen Episkopats an die deutschen Bischöfe im Millenniumjahr 1966 («Wir verzeihen») geschwiegen hatte.

Eine Wende brachten erst die Studentenunruhen und die von einer antisemitischen Hetze begleitete Säuberungswelle von 1968, als der Episkopat und die Sejm-Abgeordneten der katholischen «Znak»-Gruppe sich für die Verfolgten einsetzten [1].

Der eigentliche Dialog bleibt bei Michnik ein Postulat: er formuliert es als Einladung zugleich an seine Gesinnungsgenossen von der «demokratischen», «laizistischen» Linken und an die Katholiken, an die Kirche, zu einer Begegnung nicht im Rahmen einer weltanschaulichen Diskussion im Stil der Paulusgesellschaften, sondern im gemeinsamen Kampf gegen den Totalitarismus, zu einer Begegnung aber nicht nur mit den Katholiken, sondern auch mit dem christlichen Wertsystem, mit der Kirche und (so fügt Michnik unter dem Eindruck spektakulärer Konversionen im Kreis der «laizistischen Linken» bei) – mit Gott. Grundlage des Gesprächs ist das gemeinsame ethische Ideal: «Das Evangelium ist für die Christen das geoffenbarte Wort, für die Nichtgläubigen sollte es ein Kodex unumstösslicher Prinzipien sein.» Michniks Angebot ist nicht das Vorprellen eines Einzelnen. Auf die Ethik des Evangeliums beruft sich auch Jacek Kurón in seinen «Grundsatzerklärungen» (Zasady ideowe, Paris 1978); in beiden Aussagen spiegelt sich die Wandlung der Einstellung zum Christentum bei ihrem grossen Lehrmeister Leszek Kołakowski.

Dialog gegen Diamat

Józef Tischner, Vertreter einer «Philosophie des Dialogs» im Rahmen jenes von der Phänomenologie geprägten Krakauer Thomismus, dem auch Papst Johannes Paul II. verpflichtet ist, rückt den polnischen Dialog, den Michnik auf der Ebene des Verhältnisses von Staat und Kirche und der Kontakte radikalgesinnter «linker» und katholischer Oppositioneller darstellt, in einen weiteren Zusammenhang: einerseits der Bereich der philosophischen Auseinandersetzung, andererseits der innerpersönlichen Auseinandersetzung zweier Weltanschauungen, der Wahl, vor die der totalitäre Staat seine Bürger tagtäglich stellt, und des sich aus diesem totalitären «Zwang zur Wahl» auf der Ebene der ganzen Gesellschaft ergebenden Dialogs.

Tischners Überblick über die Abrechnung des zur Staatsideologie erhobenen Marxismus mit allen anderen Strömungen der polnischen Gegenwartsphilosophie in der stalinistischen Periode und über die späteren Auseinandersetzungen im und um den Marxismus würde es als hochinteressante Anthologie zur Geschichte der polni-

schen Philosophie unserer Zeit verdienen, in andere Sprachen übersetzt zu werden. Was die Lektüre faszinierend macht, ist nicht zuletzt der Umstand, dass es die gleichen Philosophen sind, die im Zeichen des Stalinismus als Parteiideologen den Kampf gegen analytische Philosophie, Phänomenologie oder Thomismus führten und die später Revisionsversuche unternahmen oder sich überhaupt vom Marxismus abwandten (Schaff, Baczko, Kołakowski; einzig Tadeusz Kroński, der bei uns vor allem wegen seines Einflusses auf Czesław Miłosz in den vierziger Jahren bekannt wurde, machte die revisionistische Wende bis zu seinem Tod im Jahre 1958 nicht mit).

Im Zusammenhang mit dem Thema «Dialog» interessieren vor allem die Revisionsversuche polnischer Marxisten, die aber, wie Tischner betont, nie zur Ausgestaltung eines «polnischen Marxismus» geführt haben. Sie setzen hauptsächlich bei der im marxistischen System weitgehend als Leerstelle klaffenden Anthropologie an. So versucht Adam Schaff (Marksizm a jednostka ludzka – Marxismus und menschliches Individuum. Warschau 1965), vom Entfremdungsbegriff des jungen Marx ausgehend die Definition des Wesens des Menschen als «Ensemble der gesellschaftlichen Verhältnisse» (6. Feuerbach-These) zu modifizieren; politische Brisanz erhielt dieser Rückgriff auf die Entfremdungstheorie, weil er den Schluss zuliess, dass auch im Sozialismus Volkspolens die Ausbeutung keineswegs verschwunden sei.

Leszek Kołakowski bemühte sich insbesondere unter Berufung auf die Aussage der 3. Feuerbach-These, wonach nicht nur die Umstände die Menschen, sondern auch die Menschen die Umstände verändern, innerhalb der Doktrin vom Basis-Überbau-Determinismus Raum für die menschliche Freiheit zu schaffen. Während bei diesen Revisionsversuchen noch kein Ansatz zu einem Dialog mit der christlichen Philosophie zu beobachten ist, wird ein solcher von einem Parteiideologen der neueren Zeit, Jan Kuczyński, angestrebt, die in «Homo creator» nach dialektischem Rezept eine Synthese zwischen dem (christlich-)substantialistischen Personbegriff und der marxistischen Auffassung des Menschen als Summe der gesellschaftlichen Verhältnisse sucht. Tischner beurteilt diesen Annäherungsversuch recht kühl, zum einen, weil er bei der Definition des menschlichen Wesens als «Bezug» doch wieder eine Verflüchtigung dieses Wesens ins Gesellschaftliche feststellt, zum anderen vermutlich auch, weil er den Stellenwert von Kuczyńskis Avancen auf dem Hintergrund der Politik der Einspannung der Kirche in die Grossaktion zur Sanierung der Wirtschaftsmisere in den letzten Jahren die Gierek-Ära richtig einschätzt.

Tischner bespricht weitere philosophische und psychologische Ansätze zu Retuschen am marxistischen Menschenbild, die aber insgesamt seine Feststellung erhärten, dass der Marxismus selbst bei seinen revisionistischen Ausbruchversuchen in der Doktrin befangen bleibt. Es fällt dem Autor leicht, dieser dogmatischen Erstarrung des Marxismus die Öffnung des christlichen Denkens zur Gegenwartsphilosophie hin gegenüberzustellen, die in Polen im Kreuzungspunkt der thomistischen Tradition mit personalistischen (Maritain, Mounier) und phänomenologischen (Imgarden) Impul-

sen etwa die aktbezogene Anthropologie und Ethik eines Karol Wojtyła entstehen liess (Osoba i czyn – Person und Tat. Krakau 1969): eine Grundlage für den polnischen Dialog, deren Bedeutung wohl nicht hoch genug veranschlagt werden kann.

Begegnung in der Praxis

Freilich zeigt Tischners Buch auch in aller Deutlichkeit die Grenzen des philosophischen Dialogs auf, die grundsätzlichen Alternativen: Primat der Politik (Marxismus) oder der Ethik (Christentum); Ethos des (Klassen-)Kampfes oder der Liebe, der zwischenmenschlichen Solidarität; der Mensch, der seinen Wert erst in der Arbeit, als Teil des Kollektivs findet (das Ideal des Revolutionärs, des Stossarbeiters) oder der Mensch, dessen Wert in seiner individuellen Existenz gründet (das gott- und mitmenschbezogene Ideal des Heiligen), der Klassencharakter der Wahrheit, der Vorrang der Praxis vor der Theorie (das «Experimentieren mit der Gesellschaft», das Polen ruiniert hat) oder absolute Wahrheit. Als einzig folgerichtiger Abschluss des philosophischen Dialogs erscheint dem Autor denn auch Kołakowskis Abwendung vom Marxismus und Annäherung an das Christentum zumindest im Bereich der Ethik. Die von Kołakowski inspirierten jungen Leute der «linken» Opposition in Polen überlässt Tischner mit einem wohlwollenden Lächeln ihrer nicht eben leichten Aufgabe, den dialektischen oder praktischen Hut zu finden, unter den sie ihr Bekenntnis zu einem nicht mehr oder noch nicht näher definierten «Sozialismus» und zum Evangelium bringen wollen.

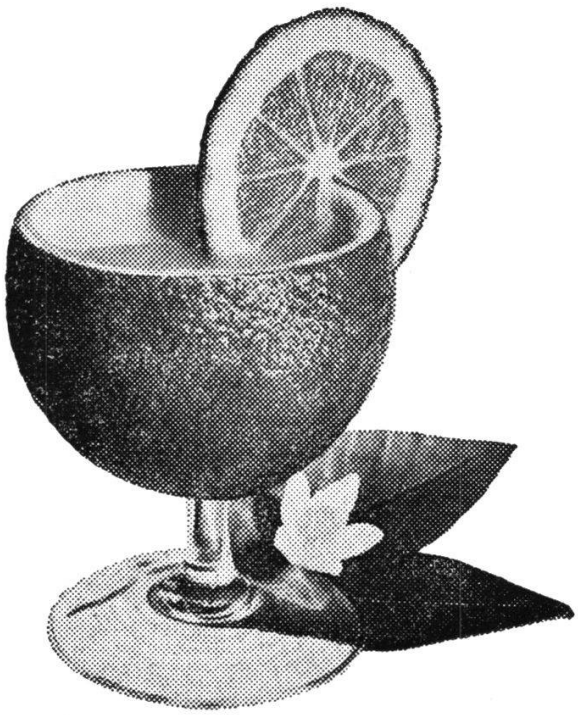
Denn alles deutet darauf hin, dass der polnische Dialog sich immer mehr von der philosophischen Diskussion auf die Begegnung in der Praxis verlagert. Hier, im Bereich eines die ganze Gesellschaft umfassenden Dialogs, sieht Tischner das Ergebnis in dem verglichen mit anderen kommunistisch regierten Staaten bedeutend grösseren Freiheitsraum der Polen wie auch in der Tatsache, dass ein Vertreter dieses Dialogs zum Papst gewählt wurde, doch auch im Umstand, dass, wie das nachträglich geschriebene Vorwort betont, die grosse Solidaritätsbewegung des polnischen Volkes von der Regierung nicht mit Gewalt beantwortet wurde: ein Sieg des Ethos der Solidarität, das den europäischen Sozialismus ursprünglich inspirierte, über das Kampfethos des Marxismus, ein Sieg der Ethik über die Politik, des Dialogs über den Diamat?

Auch wenn jetzt der polnische Dialog gewaltsam unterdrückt wird, könnten seine philosophischen Ergebnisse und zumal seine gelebte Erfahrung nicht ohne Wirkung bleiben.

Jeannine Luczak-Wild

[1] In diesem Sinne hat dieser Parlamentarierclub zum polnischen Dialog beigetragen, wenn auch der Sejm, bislang eine Institution zur parlamentarischen Verbrämung der Parteidiktatur, kaum als Plattform für einen Dialog gelten kann. Von grösserer Bedeutung waren aber andere Glieder der Organisation «Znak», die Zeitschriften «Znak», «Więź», «Tygodnik powszechny», die «Klubs der katholischen Intelligenz» KIK. Von einem Beitrag zum Dialog seitens der mit der totalitären Staatsmacht kollaborierenden Splittergruppen – der ursprünglich vom sowjetischen Sicherheitsdienst kreierten PAX des 1971 verstorbenen Bolesław

Piasecki oder neuerdings der ODISS-Gruppe von Janusz Zabłocki, die sich den «Znak»-Abgeordnetenkreis anzueignen wusste – kann nicht die Rede sein: darüber sind sich Michnik und Tischner wie auch die polnische Öffentlichkeit einig; bedenklich ist, dass die intensive, gegen die kirchliche Hierarchie gerichtete Propaganda dieser Stellen im Ausland viel zu wenig durchschaut wird und zumal seit der Wahl von Johannes Paul II. von Kritikern des Papsttums eifrig weiterverbreitet wird.



Ihr täglicher Vitaminspender

PURGOLD

der 100% naturreine Orangensaft

Von der OVA 8910 Affoltern a.A.